

# ZEITSCHRIFT FÜR GESCHICHTSWISSENSCHAFT

© 2001 Friedrich Veitl, Metropol-Verlag  
Kurfürstenstraße 135, 10785 Berlin, Telefon (030) 2 61 84 60, Fax (030) 2 65 05 18  
Internet: <http://www.metropol-verlag.de>  
e-mail: [veitl@metropol-verlag.de](mailto:veitl@metropol-verlag.de)

## Redaktion:

Friedrich Veitl (verantwortlich), Jürgen Danyel,  
Christoph Hölscher, Detlev Kraack und Norbert Seidel  
Ernst-Reuter-Platz 7, 10587 Berlin  
Telefon (030) 31 42 54 89  
E-mail: [veit 0154@mailszrz.zrz.tu-berlin.de](mailto:veit 0154@mailszrz.zrz.tu-berlin.de)  
Internet: <http://www.metropol-verlag.de>

Bestellungen bitte an den Verlag, Vertrieb und Anzeigenannahme: Metropol-Verlag Berlin.  
Manuskripte nach Vorabsprache an die Redaktion senden (nach Möglichkeit Diskette bei-  
legen). Für unverlangt eingegangene Manuskripte kann keine Haftung übernommen werden.  
Die ZfG veröffentlicht keine Zweitdrucke bereits erschienener Aufsätze sowie keine auch  
andernorts zur Veröffentlichung angebotenen Beiträge. Die Auswahl der Bücher zur Rezen-  
sion behält sich die Redaktion vor.

Die in der Zeitschrift veröffentlichten Beiträge sind urheberrechtlich geschützt.

Bezugsbedingungen: Die Zeitschrift erscheint monatlich.

Einzelheftpreis 24,- (zuzügl. Versandkosten und Porto);

Jahresbezugspreis Inland 238,- DM (einschl. Versand und Porto);

Ausland 238,- DM (zuzügl. 24,- DM Versand und Porto);

Studentenvorzugsabonnement: 178,50 DM; alle Preise einschl. Mehrwertsteuer.

Der Abonnent kann seine Bestellung innerhalb von sieben Tagen schriftlich beim Verlag  
widerrufen. Zur Fristwahrung genügt das Datum des Poststempels. Das Abonnement ver-  
längert sich zu den jeweils geltenden Bedingungen um ein Jahr, wenn es nicht zwei Monate  
vor Jahresende schriftlich gekündigt wird.

Druck: Unze Verlags- und Druckgesellschaft, Potsdam

Die *Zeitschrift für Geschichtswissenschaft* erscheint monatlich im Metropol-Verlag. Sie ist  
ein Fachorgan für Historiker, Geschichtslehrer, Archivare, Studierende und Interessenten an  
Geschichte und verwandten Disziplinen wie Völkerkunde, Politische Wissenschaft, Altertums-  
wissenschaften, Kunstgeschichte u. a.

Die *Zeitschrift für Geschichtswissenschaft* veröffentlicht Beiträge zu zentralen Problemen  
der deutschen Geschichte, der europäischen und Universalgeschichte sowie zu Fragen der  
Geschichtswissenschaft und Geschichtsschreibung.

Die *Zeitschrift für Geschichtswissenschaft* hat einen umfangreichen Rezensionsteil. In jedem  
Heft werden bis zu 40 Neuerscheinungen besprochen.

## INHALT

### ARTIKEL

- CHRISTIAN JANSEN: Antiliberalismus und Antiparlamentarismus  
in der bürgerlich-demokratischen Elite der Weimarer Republik  
*Willy Hellpachs Publizistik der Jahre 1925–1933* ..... 773
- MANFRED GAILUS: Vom evangelischen Sozialpfarrer zum  
nationalsozialistischen Sippenforscher  
*Die merkwürdigen Lebensläufe des  
Berliner Theologen Karl Themel (1890–1973)* ..... 796

### TAGUNGEN UND PROJEKTE

- „Ostforscher“-Biographien  
*Ein Workshop der Abteilung für Osteuropäische Geschichte der  
Universität Kiel und der Deutschen Forschungsgemeinschaft  
in Malente, 13.–15. Juli 2001  
(Hans-Christian Petersen)* ..... 827
- Re-Structuring Western Europe after 1945: Social, National and  
Cultural Change During the Cold War  
*Konferenz des Deutschen Historischen Instituts London in  
Cumberland Lodge, 6.–8. Juli 2001  
(Dominik Geppert)* ..... 830

### REZENSIONEN

#### Allgemeines

- JÜRGEN KOCKA: *Interventionen. Der Historiker in der öffentlichen  
Verantwortung.* Ausgewählt und herausgegeben von Gunilla Budde,  
Christoph Conrad, Oliver Janz, Ralph Jessen und Thomas Welskopp.  
Göttingen 2001  
*(Ulrich Arnswald)* ..... 834
- HANS-ULRICH WEHLER: *Historisches Denken am Ende des 20. Jahrhunderts:  
1945–2000.* Göttingen 2001  
*(Stefan Jordan)* ..... 836

## Allgemeines

JÜRGEN KOCKA: *Interventionen. Der Historiker in der öffentlichen Verantwortung*. Ausgewählt und herausgegeben von Gunilla Budde, Christoph Conrad, Oliver Janz, Ralph Jessen und Thomas Welskopp. Verlag Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 2001, 176 S.

Mit dem vorliegenden Band ist, aus Anlaß des 60. Geburtstags des bekannten Historikers Jürgen Kocka, eine Alternative zu herkömmlichen Festschriften erschienen. Schüler und Mitarbeiter dokumentieren eine Auswahl seiner Arbeiten aus der Tages- und Wochenpresse, ein Interview mit Fragen zur Person sowie eine Bibliographie seiner publizistischen Arbeiten und widmen das daraus entstandene Buch dem *public historian* Kocka, dessen Wirken sich nicht nur auf die traditionelle wissenschaftliche Öffentlichkeit beschränkt, sondern auch zahlreiche journalistische Interventionen in den gesellschaftlichen Debatten der letzten beiden Jahrzehnte umfaßt.

Wohl bewußt, daß es sich bei journalistischen Arbeiten um ein risikoreiches Genre in der hiesigen Wissenschaftslandschaft handelt, wollen die Gratulanten die öffentliche Einmischung Kockas als Teil der Verantwortung von Historikern gewürdigt wissen. Sie wenden sich damit gezielt gegen die Nichtbeachtung journalistischer Texte in der deutschen Wissenschaft und monieren die Bedeutung von Positionen und Einsprüchen zu Fragen der Geschichtspolitik, des bürgergesellschaftlichen Engagements und der Wissensvermittlung an ein breites Publikum. Kocka nimmt diesen Auftrag nicht nur seit Jahren ernst, sondern exemplifiziert geradezu den aufklärerischen Anspruch der Geschichtswissenschaften.

Dem Leser wird also leichtere Kost verabreicht, was aber das Ansinnen seiner Schüler und Mitarbeiter nicht weniger sympathisch macht, die öffentliche Verantwortung von Wissenschaftlern in Deutschland durch diese Form

der Ehrung aufzuwerten. Teils handelt es sich um ältere Beiträge, beginnend mit einem Aufsatz aus der Zeit des Historikerstreits Mitte der 80er Jahre, der immer noch wichtig und nicht nur durch die Walser-Debatte brandaktuell ist, teils um Essays neueren Datums wie zum Beispiel zur Debatte über die Zivil- oder zur Krise der Arbeitsgesellschaft.

Kockas Beitrag zur Historikerdebatte verdeutlicht, warum Historiker weder durch eine Relativierung des Dritten Reiches noch durch einen Geographismus, der mit der alten These vom Sonderweg Deutschlands in Europa einhergeht, noch durch alltagshistorische Geschichten, also durch Rekonstruktion der Betroffenheitserfahrungen und Lebensweisen der kleinen Leute im eigenen Lokalkolorit versuchen sollten, Identität zu stiften. Ihre Aufgabe sei nicht die Identitätserzeugung, sondern bestehe darin, die Vergangenheit mit Hilfe wissenschaftlicher Mittel zu beschreiben und zu erklären. Die aufklärerische Vergangenheitsaufarbeitung ist der Beitrag, den die Historiker leisten können, um Identitätsfindung in der Gesellschaft zu ermöglichen. Ein solcher Begriff von Identität umfaßt sowohl die Selbst-Distanzierung und Reflexion als auch den Wandel und die fortwährende Kritik. Diese Kritik macht die Identität aus, die eine Gesellschaft aus ihrer Vergangenheit schöpft.

In einem sehr pointierten Artikel befaßt sich Kocka mit der Frage, was man von einem Denkmal an die Ermordung der europäischen Juden in der Mitte Berlins erwarten könne und dürfe. Der Autor analysiert die begrenzte Möglichkeit, einem im Ausmaß so einmaligen und horrenden Exzeß der Unmenschlichkeit mit einem Denkmal gerecht zu werden. Interessant ist, wie er der Forderung nach einem gemeinsamen Denkmal für alle Opfer widerspricht. Für ihn besteht ein Zwang, dem Paradox Rechnung tragen zu müssen, daß jede Opferdefinition notwendigerweise

andere Opfer ausgrenzt oder alternativ so allgemein wird, daß die dann stattfindende Pauschalierung in einem verharmlosenden Effekt resultieren würde. Er sieht die Notwendigkeit einer dreifachen symbolischen Aussage, die das Denkmal evozieren muß, damit es gelingt: Trauer, Entsetzen und Scham. Seine Ratlosigkeit ob der Frage, wie man so etwas zum Ausdruck bringen könne, war und ist in der langen Denkmal-Debatte ein wohlthuendes Eingeständnis.

Scharf und konzis ist Kockas Stellungnahme zur Walser-Debatte, die letztlich Erinnerung als unproduktiv definiert und die Vergangenheit als Belastung interpretiert. Geradezu brillant ist der Beitrag „Zwischen Friedrichshain und Paulskirche“, in dem Kocka gegen den allgemeinen Trend antritt, die Paulskirche zum nationalen Erinnerungsort für die Revolution von 1848 zu verkürzen. Gekonnt wird dem Leser der Zusammenhang der revolutionären Volksbewegung, die im blutigen 18. März in Berlin einen ersten Höhepunkt erreichte, und der Frankfurter Nationalversammlung, die vom Herbst 1848 bis zum April 1849 in der Paulskirche tagte, vorgeführt. Während die Revolution von 1848/49 mit Hilfe der Paulskirche in eine „bürgerliche Revolution“ umetikettiert wurde, ist dies unter Berücksichtigung der über 300 Berliner „Märzgefallenen“ eine historische Verfälschung. Entweder bestand die Revolution aus zwei Revolutionen, einer teils liberalen, teils demokratischen sowie einer Volksbewegung, oder es gab eine Revolution mit zumindest zeitweiligen Brücken zwischen den verschiedenen Milieus. Letzteres war wohl der Geschichtsverlauf und war nur wegen der hochgradigen Fragmentierung der Gesellschaft möglich. Überzeugend stellt Kocka dar, daß die deutsche Revolution von 1848 weder allein in Friedrichshain noch in der Paulskirche stattfand, sondern daß beide Ereignisse untrennbar zusammengehören.

Die Konjunktur eines alten Begriffes greift Kocka in „Die Zivilgesellschaft und die Rolle der Politik“ auf, denn der Begriff geht primär auf Autoren der Aufklärung wie Locke, Ferguson, Montesquieu und Kant im 17. und 18. Jahrhundert zurück. „Zivilgesellschaft“ stand im Kontext des Aufklärungsdiskurses für einen Zivilisationsentwurf des friedlichen Zusammenlebens. Im 19. Jahrhundert kam es u. a. durch Hegel und Marx zu einer Umdefinierung des Begriffes, bei dem der Staat nun entgegengesetzt als „bürgerliche Gesellschaft“ identifiziert wurde, also als Sphäre der Bourgeoisie. Der Begriff „Zivil-

oder Bürgergesellschaft“ wurde von da an bis ins späte 20. Jahrhundert vor allem polemisch gebraucht. Erst seit Mitte der 80er Jahre erlebt er eine neue Blüte, insbesondere aufgrund der antidiktatorischen Bürgerbewegung in Osteuropa. Neuerdings kursiert „Zivilgesellschaft“ wieder mit einer positiven Konnotation. Für Kocka geht die häufige Unschärfe des Begriffs auf seine deskriptiv-normative wie auch präskriptiv-normative Dimension zurück. Dies sei Chance und Bürde zugleich und mache den Begriff politisch variabel einsetzbar. Nicht nur gibt es die sozialdemokratische Deutung des Begriffes (Giddens), die sich Bundeskanzler Gerhard Schröder angeeignet hat, sondern vielmehr eine ganze Auswahl von der liberalen Ausprägung (Shils, Dahrendorf) zur radikal-demokratischen diskursöffentlichen (Habermas), zur kommunitaristischen (Walzer, Taylor) bis hin zur neo-liberalen (Himmelfarb). Damit wird der Begriff „Zivilgesellschaft“ zu einem Zentralbegriff der Demarkation politischer Zielvorstellungen und Programme. Ähnlich dem „dritten Weg“ gilt die Debatte über die „Zivilgesellschaft“ der Neubestimmung des Verhältnisses von Politik, Wirtschaft und Gesellschaft und knüpft damit an den früheren utopischen Begriffsgehalt an. Das Problematische arbeitet Kocka dahingehend aus, daß einerseits der Staat nicht zu stark sein dürfe und gleichzeitig demokratisch organisiert sein müsse, damit eine „Zivilgesellschaft“ gedeihen kann, andererseits eine erfolgreiche „Zivilgesellschaft“ wiederum das Gemeinwesen und seine rechts- und verfassungsrechtlichen Institutionen, und somit den Staat, stärkt. Das gegenwärtige Interesse in der Debatte über die „Zivilgesellschaft“ gilt aber einer potentiellen Alternative zum überforderten Sozial- und Interventionsstaat. Das Problem der Abgrenzung zwischen Staat und „Zivilgesellschaft“ ist allen Konzepten immanent. Die Stärkung der „Zivilgesellschaft“ durch einen sich aus wichtigen Bereichen zurückziehenden Staat kann durchaus riskant und gefährlich sein, wie die Bereiche Ausländerfeindlichkeit, Rassismus, aber auch Fundamentalismus zeigen. Im Kern geht es bei der „Zivilgesellschaft“ um das Bürgerengagement. Kocka verweist zu Recht darauf, daß zivilgesellschaftliches Engagement am ehesten von gebildeten Bürgern zu erwarten ist, die einen sicheren Arbeitsplatz und genügend Zeit für das Gemeinwesen besitzen. Er fordert daher, möglichst viele Menschen „zivilgesellschaftsfähig“ zu machen, d. h. die soziale und ökonomische Ungleichheit möglichst gering zu halten.

Der Band ist nicht nur eine in seiner Art andere und durchaus gelungene Würdigung eines verdienten Wissenschaftler zum 60. Geburtstag, sondern hat seinen Wert als Dokumentation der anregenden Interventionen Kockas in die gesellschaftspolitischen Debatten der letzten Jahre. Man muß das Recht auf solche Interventionen nicht gegenüber den Kollegen im wissenschaftlichen Betrieb begründen. Wenn man dies aber für nötig hält, dann kann man mit dem Gewürdigten sagen: „Wir sind ein Fach, das nicht nur für sich selber schreibt und forscht, sondern [...] zur Aufklärung und zum Selbstverständnis der eigenen Gesellschaft und Kultur beitragen sollte.“

Ulrich Arnswald

HANS-ULRICH WEHLER: *Historisches Denken am Ende des 20. Jahrhunderts: 1945–2000* (= Essener Kulturwissenschaftliche Vorträge, Bd. 11). Wallstein Verlag, Göttingen 2001, 108 S.

Eine prägnante Darstellung der „Zeitgeschichte“ historischen Denkens ist ein gern gesehenes Unternehmen für die interessierte Fachöffentlichkeit, die sich mit der Genese gegenwärtigen Geschichtsdenkens beschäftigt. Hans-Ulrich Wehlers Herangehensweise scheint auch allen Forderungen zu genügen, die an aktuelle Theoriearbeiten gestellt werden: Sie ist zum einen international, indem sie in den ersten Kapiteln Entwicklungen in den USA, England, Frankreich und Deutschland vergleicht; zum anderen nimmt sie einen erweiterten Theoriebegriff ins Visier – betrachtet also nicht allein die Historik als Ausprägung historischer Wissenschaftlichkeit, sondern ordnet diese in den Rahmen ihrer Fachlichkeit und interdisziplinären Verknüpfungen ein. Wehler betreibt eine „Theorie der Praxis“. Zudem ist sein historiographischer Feuilletonismus für markige Thesenbildungen bekannt, die eine abwechslungsreiche Lektüre versprechen.

Für die USA skizziert der Autor ein wissenschaftskapitalistisches System, dessen positivistische „Konsens-Historie“ immer wieder durch neue Ausformungen einer „Trendiness“ erschüttert werde. Die erste „neumodische Welle“ nach 1945 sei die „Psychohistorie“ gewesen; auf sie seien die „Cliometriker“ gefolgt, darauf „New Social History“ und „New Political History“, bis schließlich in den 70er und 80er Jahren „linguistische Wende“ und die „neue Kulturgeschichte“ [...] in das Gehege der amerika-

nischen Geschichtswissenschaft“ eingebrochen seien. Kontinuierlicher sei die Entwicklung in England verlaufen. Hier existiere „die konventionelle, völlig englandzentrierte, an jedem Vergleich desinteressierte Politikgeschichte, wie man sie etwa im ‚English Historical Review‘ findet“, sowie eine von den USA inspirierte Form cliometrischer Wirtschaftsgeschichte. Durch seine nähere Betrachtung hebt Wehler gegenüber diesen Richtungen die britische Form der Sozialgeschichte hervor, die von marxistischen Historikern wie E. P. Thompson, Eric Hobsbawm oder Geoffrey de Ste. Croix entwickelt worden sei. Für Frankreich stellt der Autor ein „Duell“ zwischen „traditionalistisch erstarrter Politikgeschichte“ und der „Annales“-Schule fest. Diese habe der französischen Geschichtsschreibung zum einen in der Tradition Marc Blochs und Lucien Febvres eine sozialökonomische, zum anderen im Gefolge Émile Durkheims und Maurice Halbwachs' eine mentalitätsgeschichtliche Stoßrichtung gegeben. Letztere habe seit den 70er Jahren sprachphilosophische und linguistische Impulse erhalten, die auf Ferdinand de Saussure zurückgingen. In Deutschland sei das alte historicistische Paradigma seit den 60er Jahren durch eine „theoriegeleitete Sozial- und Wirtschaftsgeschichte“ abgelöst worden. Die DDR-Historiographie könne als weitestgehend erfolgloses Experiment vernachlässigt werden. Anders als in den vorangegangenen Kapiteln arbeitet Wehler bei der Darstellung der deutschen Entwicklung stärker biographisch; führenden Nachkriegshistorikern wie Gerhard Ritter oder Otto Brunner stellt er die „Generation 1945“ (Jürgen Habermas, Karl Dietrich Bracher, Thomas Nipperdey, Heinrich August Winkler, Hans und Wolfgang Mommsen u. a. m.) gegenüber. Auch durch explizite Bezüge ordnet er so seine Ausführungen in den Kontext der Debatten um die „braunen Wurzeln der Sozialgeschichte“ ein.

Man mag Wehler vorwerfen, daß seine Kapitel zu stark auf „mainstreams“ fokussieren und bestimmte Richtungen ausblenden: So wird zwar der *linguistic turn* in den USA erwähnt, die folgenreiche Theorie Hayden Whites bleibt aber ungenannt. Für Deutschland wird die Bedeutung der Geschlechter- und Alltagsgeschichte sowie der Historischen Anthropologie gänzlich unterschlagen. Letztlich sollte ein auf Details zielender Anspruch aber auch einer größeren Arbeit vorbehalten bleiben. Wehler dagegen gelingt es, die oben genannten Ziele vollständig einzulösen. Die konzentrierten Darstellungen der nationalen

Entwicklungen werden im achten Kapitel des vorliegenden Werkes verglichen und synthetisiert; der Essay ist so durch seinen Überblickscharakter dem Interessierten ein Einstieg und durch seine Thesenhaftigkeit dem Fachmann Gegenstand der Reflexion.

Wehler hätte es bei diesem Umfang belassen sollen, bringt sich aber um die Früchte seiner Arbeit durch die Kapitel fünf bis sieben, in denen er das „Duell zwischen Sozialgeschichte und Kulturgeschichte“ bzw. die „Defizite der ‚neuen Kulturgeschichte‘“ darzustellen sucht. Positive Ansätze zu einer Kulturgeschichte findet er bei Autoren wie Paul Nolte (seinem Assistenten), Thomas Mergel, Manfred Hettling oder Stefan Hoffmann – Bielefelder wie er selbst. Im Gegensatz zu ihnen wärme die „neue Kulturgeschichte“ altbekannte hermeneutische Positionen auf, vernachlässige den Bereich des Politischen und des gesellschaftlichen Lebens sowie der Wirtschaftsgeschichte. „Im Lichte dieser eklatanten Defizite scheint der Vorsprung einer theoretisch reflektierten Sozialgeschichte noch immer schwer zuzuholen“ zu sein, urteilt Wehler. Anders gesagt: Kulturgeschichte ist immer dann defizitär, wenn sie nicht Sozialgeschichte ist, oder: Der Sozialgeschichtler ist der einzig wahre Kulturhistoriker. Sein Diplom erhält er ausschließlich in Bielefeld. Denn dort weiß man um die Todsünden der „neuen Kulturgeschichte“: der lästerlichen Opposition gegen „die ‚Modernisierungstheorie‘“, „kläglichem Defätismus, der die Leistungen des eigenen Kulturkreises nicht mehr wahrnimmt“, „intellektueller Drückebergerei“ und „politischem Eskapismus“. Wehler bringt nichts Neues – seine Argumente sind wiederverwertet, seine Polemik gegen die „Unbelesenheit der Jugend“ schal wie ein zu häufig erzählter Witz. An zwei Stellen zitiert er Hermann Heimpels Maxime „Belesenheit schützt vor Neuentdeckungen“. Er hätte sie besser selbst beherzigt, denn ein Blick ins Personenregister spätestens verdeutlicht abermals, wie ausschließlich Wehlers eigenes Konzept auf der „Goldmine“ Max Webers basiert, die viel sein mag, nicht aber alles ist. Dem Ratschlag, Weber zu „entdecken“, statt „modische Eintagsfliegen als fulminante Lösung von Welträtseln“ auszugeben, liegt ein generöser, leicht großväterlicher Gestus zugrunde: „Warum etwas Neues wagen, wo das Alte ist so schön“ – Quietismus ist das Ende von innovationsgerichteter Forschung, auch und gerade nach Max Weber.

Stefan Jordan

G. R. EVANS: *A History of Pastoral Care*. Cassell, London/New York 2000, 476 S.

Seelsorge findet überall dort statt, wo der Geist Jesu lebendig ist. Nach dieser Auffassung des 11. Vatikanischen Konzils konkretisiert sich in dem pastoraltheologischen Schlüsselbegriff die gesamte kirchliche Praxis, insbesondere jedoch das Bemühen, dem einzelnen oder einer Gruppe in der Heilserwartung und der Sehnsucht nach Glaubensgewißheit beizustehen. Eine Volksgottes-Theologie tritt damit in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts auch in der katholischen Kirche an die Stelle der älteren, hierarchisch geprägten Sichtweise, der Seelsorge die geistlich-pastorale Versorgung der Christengemeinde durch den kirchlichen Amtsträger bedeutete. Unabhängig von dieser Begriffswandlung meint Seelsorge aber immer eine Kirche oder Kirchengemeinde in actio, danach strebend, ihre Heilsbotschaft und -gewißheit anderen glaubhaft zu verkünden und begreiflich zu machen.

Den weiten und in seinem Sinngehalt changierenden Begriff durch seine 2000jährige Geschichte zu verfolgen und mit Leben zu füllen ist keine leichte Aufgabe. Den 22 Autoren um G. R. Evans ist das erfolgreich gelungen, obwohl manche Akzente anders hätten gesetzt werden können. Die Wahl der aufgenommenen Themen erscheint repräsentativ, doch die Ausrichtung nach traditionellen Forschungsschwerpunkten bringt (zumindest im Bereich Mittelalter) eine Konzentration auf die kirchlichen Amtsträger und ihre Perspektive mit sich. Pastorale Tätigkeiten innerhalb des laikalen Kirchenvolkes und Einwirkungen populärer Bedürfnisse und Praktiken auf die kirchliche Seelsorge werden in dieser Epoche kaum in den Blick genommen. Eine Sammlung von 22 knappen Beiträgen kann kein systematisches Bild der Entwicklung liefern. Dennoch hätte man sich gewünscht, daß die Autoren die begrifflichen Facetten und deren Kontinuitäten und Veränderungen eingehender thematisiert hätten. Es wäre dadurch die Gefahr vermieden worden, den Begriff der Seelsorge zu entgrenzen und beim Leser, zumindest bei jenem aller Beiträge, ein Gefühl der Beliebigkeit der Begriffsverwendung sowie der Auswahlkriterien der Beitragsthemen zu hinterlassen. Auch die geographische Perspektive ändert sich im Laufe des Buches, ohne daß dies deutlich angesprochen wird. Nach der frühen Kirche dominiert im Mittelalter eindeutig die abendländische Kirche. Mit dem Beginn der Reformation verengt sich der Betrachtungshorizont